

25. ZEIT FORUM DER WISSENSCHAFT

“Weltmeister der Wissenschaft – Sind Deutschlands Forscher fit für den internationalen Wettbewerb?“

Markus Baumanns

Sehr verehrte Frau Ministerin Schavan, sehr verehrte Damen und Herren, im Namen der Organisatoren der ZEIT, der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius und unserer Kooperationspartner, der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und des Deutschlandfunks, möchte ich Sie alle heute Abend sehr herzlich zum 25. ZEIT-Forum der Wissenschaft begrüßen – ein Jubiläum, darauf werden wir später sicherlich noch zu sprechen kommen.

Für die ZEIT-Stiftung, auch als Gründerin einer privaten Hochschule, der Bucerius-Law-School in Hamburg, ist es eine besondere Freude, gerade dieses Thema heute am Jubiläumstag mit begleiten zu dürfen. Sind deutsche Wissenschaftler fit für den internationalen Wettbewerb? Welche Standortfaktoren brauchen gute Wissenschaftler in Deutschland und in Europa? Wie stellen wir sicher, dass deutsche Forscher weltweit mit an der Spitze der Forschung stehen. Ich lasse einmal beiseite, dass diese Fragestellungen eine Menge weiterer Fragen provozieren, wie zum Beispiel: Geht es hier um deutsche Forscher in Deutschland, also, um deutsche und internationale? Geht es um deutsche Forscher, also auch die vielen, die im Ausland sind? Ich denke, darauf werden wir im weiteren Verlauf der Diskussion zu sprechen kommen.

Gestatten Sie mir, dass ich auf ein Beispiel, auf eine Chance eingehe, die unsere Stiftung hatte, als sie eine Hochschule gründete. Da war ein Thema, wie sich die Studenten dort wohl fühlen, wie man eine klassische Juristenausbildung verändern kann, aber es war auch ein ganz zentrales Thema, welche Struktur eine wissenschaftliche Einrichtung haben muss, damit diese Spitzenleistungen in der Forschung hervorbringen kann, die im internationalen Wettbewerb in unserem – zugegebenermaßen eingeschränkten – Feld der Juristerei mit Maßstäbe setzt. Welchen Freiraum, welche

Möglichkeiten brauchen die Professoren, um gute Forschung leisten zu können?

Sieben Jahre später stellen wir nicht nur fest, dass Studierende gut abschneiden, dass wir ein gutes internationales Austauschprogramm haben, sondern wir stellen auch fest, dass es gelingen kann, exzellente internationale Forscher aus dem Ausland an eine Hochschule zu bringen, wenn – ja, wenn – Strukturen stimmen. Uns freut auch, dass es einer privaten Hochschule sogar gelingt, Rufe an staatliche renommierte Universitäten abzuwehren. Und wenn man dann bei den Professoren nachfragt, was die Gründe waren, solche Rufe abzuwehren, dann hören Sie Zitate wie: „Die Freiheit, die ich hier habe, möchte ich nicht mehr missen.“ Oder: „Wer einmal hier ist, der geht nicht mehr so leicht.“ Oder: „Gerade, weil ich meinen wissenschaftlichen Neigungen nachgehen möchte, ist alles so unkompliziert hier. Ich bin frei, meine Lehrstuhlmittel für die Zwecke, die ich für wichtig halte, zu verwenden.“ Oder: „Die Gemeinschaft und den wissenschaftlichen Austausch mit deutschen und internationalen Kollegen möchte ich in dieser Intensität nicht missen.“

Das Schönste ist, bei der Entscheidung zu bleiben, es ging nicht nur um Geld. Die Angebote der staatlichen Universitäten in Deutschland können sich mittlerweile wahrlich sehen lassen. Die W3-Besoldung hat zu einem Fantasiereichtum geführt, den man sich vor Jahren, als alles noch nach dem Schema C4 ging, nicht hätte träumen lassen. Mehr Geld allein, so einfach ist die Sache nicht.

Die oben zitierten Begründungen geben erste Hinweise zu unserem Thema heute Abend. Es geht heute natürlich nicht nur um ein Einzelfach, sondern es geht um ein breites Spektrum der Wissenschaft. Weitere Anhaltspunkte für unsere Fragen bietet ein Interview mit dem *noch* Berliner Wirtschaftswissenschaftler Harald Uhlig in der FAZ in der letzten Woche. Nach mehreren Angeboten, auch aus dem Ausland, hat er sich schließlich für die Annahme einer Professur an die University of Chicago entschieden. In dem Interview nennt er vor allem vier Motive für seinen Entschluss.

Erstens habe man an einer deutschen Universität zu wenig Zeit zum Forschen und Lehren. Stattdessen bleibe man zweitens in Deutschland an Verwaltungsaufgaben hängen. Drittens sei insgesamt die Lehrbelastung zu hoch und viertens fehle ein Umfeld von ausgezeichneten Wissenschaftlern. Auf die Frage, was man in Deutschland anders machen sollte, um den Anschluss an die internationale Spitze zu halten, weist Uhlig darauf hin, dass man Lehrstühle nicht öffentlich ausschreiben solle. „Schlüsselfiguren einer Fakultät“ – so Uhlig – „müssten gezielt angeworben werden können“ und „selbstverständlich dürfe eine lebenslange Stellung nicht automatisch und von vornherein bei der Berufung auf einen Lehrstuhl erfolgen, sondern sie muss an ganz bestimmte, in der wissenschaftlichen Community des Fachs bekannte Standards geknüpft sein, und zwar in Forschung *und* Lehre.“

Ich finde es besonders schön, dass wir diese Fragen und Modelle heute nicht nur aus deutscher Perspektive erörtern. Das ist, gelinde gesagt, relativ langweilig und breit diskutiert. Und es ist ja auch so, dass wir uns in Deutschland an den deutschen Universitäten langsam – wie üblich, aber doch zielstrebig in die richtige Richtung bewegen. Wir dürfen das Wort *Elite* in den Mund nehmen. Studiengebühren werden Realität, Auswahlverfahren langsam auch. Die W3-Besoldung hat Flexibilität gebracht und die Exzellenzinitiative hat gezeigt, welche fantastischen Anstrengungen und Leistung durch Wettbewerb an deutschen Universitäten in Gang gesetzt werden können. Aber wenn wir über Deutschland sprechen, müssen wir an Europa denken.

Die Initiativen unserer Stiftung führen mich seit Jahren oft nach China, Indien und in die USA. Von dort aus wird deutlicher als sonst – auch in der Frage von Innovationen, Forschungen und Wissenschaft: Unsere Chancen auf diesem Planeten liegen in einer gemeinsamen Anstrengung Europas.

Ich freue mich daher, dass Sie, lieber Herr Winnacker, auch mit auf dem Podium sitzen. In Ihrer nicht mehr ganz so neuen Funktion als Generalsekretär des European Research Council, der bis 2013 immerhin gut eine Milliarde Euro

pro Jahr, also ein Siebtel der EU-Forschungsmittel zur Verfügung stellt, werden Sie uns den Blick nach Europa weiten helfen.

Ich freue mich auf eine spannende Diskussion.

Moderation

Meine Damen und Herren, wir befinden uns hier auf historischem Ort. In diesem Leibniz-Saal wurde vor wenigen Wochen die Gründung des Europäischen Forschungsrates, des ERC, groß gefeiert. Der Rat fördert Forschung nur nach einem einzigen Kriterium: Exzellenz. Europa will also offensichtlich wirklich an die Spitze.

Über Deutschlands Positionen im Forschungsraum Europa und seine Chancen im globalen Wettbewerb diskutieren heute Frau Prof. Dr. Annette Schavan, Bundesministerin für Bildung und Forschung, Prof. Ernst-Ludwig Winnacker, Generalsekretär des European Research Council, Prof. Konrad Osterwalder, Rektor der ETH in Zürich, Prof. Günter Stock, Präsident und Hausherr der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, und Prof. Elmar Weiler, Rektor der Ruhr-Universität in Bochum.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich sagte es gerade schon, wir befinden uns an historischem Ort und es ist nur wenige Tage her, da wurden in diesem Saal die höchst dotierten deutschen Forschungspreise, die Leibniz-Preise, verliehen. Es gab einen kleinen bitteren Beigeschmack, denn im Moment der Preisverleihung war einer der Preisträger dabei Deutschland zu verlassen, und zwar in Richtung ETH Zürich. Der Schuldige sitzt also hier auf dem Podium. Herr Osterwalder, wie haben Sie das gemacht? Wie holen Sie gute deutsche Forscher in die Schweiz?

Konrad Osterwalder

Es ist seit eh und je ein Grundprinzip der ETH Zürich, ihre Dozenten, Dozentinnen in der ganzen Welt zu suchen und nach den höchsten Qualitätsstandards auszuwählen. Wir schreiben zwar die meisten Stellen aus,

haben aber aus Erfahrung doch immerhin zu sagen, dass mehr als die Hälfte der Leute direkt berufen werden, ohne dass sie sich melden. Ich glaube, so entsteht ein Umfeld, in dem es zielstrebigem, ambitionierten und auf ihre Forschung fokussierten Leuten wohl ist und wo sie ihre Arbeit gerne machen.

Dazu kommt, dass die ETH Zürich im gesamteuropäischen Vergleich finanziell relativ gut dotiert ist und damit den Leuten, die sie holt, nicht unbedingt ein astronomisches Salär, aber eine gute Ausrüstung und genügend Finanzen für einen schönen Mitarbeiterstab offerieren kann. Wenn Sie mir erlauben zu sagen, dass man damit eben einen der Punkte von Herrn Uhlig ein bisschen entschärft, nämlich dass jeder Professor, jede Professorin einen Grundstock von Mitarbeitenden und von experimenteller Ausrüstung, wenn das gebraucht wird, hat, ohne dass für jedes Bisschen ein Gesuch geschrieben werden muss. Erst, was oben drauf kommt, muss man sich durch Gesuche erarbeiten, aber das ist bis jetzt noch immer einer der großen Vorteile im Wettbewerb mit anderen Universitäten, dass es bei uns eben relativ einfach geht.

Moderation

Der Potsdamer Klimaforscher Gerald Haug, der jetzt demnächst bei Ihnen sein wird, ging ja nicht ganz wortlos, sondern er hinterließ einen kleinen *Denkzettel*, indem er sagte: *Ich komme hier gar nicht zum Forschen, denn wenn ich Geld zum Forschen haben will, muss ich Anträge ausfüllen, Zwischenberichte abgeben, Endberichte abgeben.* Frau Ministerin Schavan, verlangen wir von unseren Forschern zu viel bürokratische Leistung, bevor wir ihnen überhaupt irgendwelche Mittel zur Verfügung stellen?

Annette Schavan

Erstens finde ich nicht, dass wir bei jedem Wissenschaftler, der aus Deutschland in ein anderes Land geht, nervös werden sollten. Zu jeder Festrede gehört der Satz: Wissenschaft wirkt global. Das heißt, es ist völlig klar, wir sind interessiert an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die aus anderen Ländern zu uns kommen. Und umgekehrt ist das auch so. Zweitens lebt Wissenschaft in Deutschland ganz wesentlich von Selbstverwaltung. Das

war ja übrigens der Grund, warum jetzt bei der Gründung des Europäischen Forschungsrates in jeder Rede gesagt worden ist, das ist etwas für Europa ganz Neues, Unabhängigkeit, Souveränität der Wissenschaft. Exzellenz ist das einzige Kriterium. Und die Frage, wie sieht ein Verfahren aus, um zu Exzellenz zu kommen, ist keine Sache der Politik, das lehnen wir aus gutem Grund ab, das ist die Souveränität der Forschung. Und die hat auch letztlich zu entscheiden, wo verhalten wir uns wie? Wo geht es um themenoffene Projekte mit möglichst unbürokratischen, unkomplizierten Verfahren? Wo geht es um stärker themenbezogene Ausschreibungen? Welche Schritte halten wir für nötig zur Bewilligung eines Verfahrens? Und dahin gebe ich das Thema auch. Die Wissenschaft ist souverän. Sie muss entscheiden, was die richtigen Wege sind, um zu Spitzenkräften in Deutschland zu kommen, die nach Deutschland kommen, aber auch Spitzenkräfte hier zu halten. Zu dieser Souveränität gehört auch, was die Universität angeht – denn beide genannten Professoren kamen nicht aus einer Forschungsinstitution außerhalb der Universität, sondern sie kommen aus der Universität, und die kommt aus einer Tradition des Berufsbeamtentums, mit all dem, was damit verbunden ist... Es ist vermutlich schon seit längerem Zeit, davon Abschied zu nehmen. Aber da gibt es nicht nur die Meinung der beiden, die da gehen, sondern da gibt es noch ganz viele in dem System, die das völlig anders sehen.

Ich glaube, dass die Ländergesetze zur Autonomie der Hochschule jetzt auch eine Chance bieten, in diesem Bereich zu neuen Strukturen in der Universität zu kommen. Das setzt allerdings voraus, dass eben auch eine Mentalitätsveränderung da ist. Also, die Hälfte der Professuren zu besetzen ohne sie auszuschreiben, dafür kann man ja in Deutschland mal werben. Ich habe da nix gegen.

Nachfrage Moderation Sie plädieren jetzt gerade dafür, Professoren in Zukunft nicht mehr zu Berufsbeamten zu machen?

Annette Schavan

Ich sage, wer das Berufsbeamtentum will, ist automatisch in einem ganz

bestimmten Regelwerk. Wer ein anderes Regelwerk will, muss die Frage stellen, ob er das in diesem Kontext kann oder ob er einen anderen Kontext schaffen muss.

Moderation

Herr Weiler, wenn Sie sich international umsehen und Sie wollen für die Ruhr-Universität Bochum eine freie Stelle besetzen, natürlich wollen Sie die möglichst exzellent besetzen – wie machen Sie das?

Elmar W. Weiler

Ich kann vielleicht eins mal vorausschicken: Wir haben gerade jüngst eine junge Kollegin in Bochum halten können, die einen Ruf an eine der guten amerikanischen Privatuniversitäten erhalten hat. Da ging es nicht um Geld. Sie hat mir dann hinterher gesagt, warum sie geblieben ist. Sie hat gesagt, *der spirit ist einfach richtig in Bochum*, das heißt, das Klima stimmt, die Kollegen sind kooperativ, ich kann in der Hochschulleitung meine Dinge vortragen. Und da wird nicht gesagt, wir haben kein Geld, wir machen nichts, sondern es ist eine offene Atmosphäre. Man kümmert sich und versucht Lösungen zu finden. Und wenn man das will, dann kann man das auch immer tun.

Ich glaube, das ist ganz wichtig, was Herr Osterwalder gesagt hat. Es geht um die Freiräume und darum, die Allerbesten, die – ich glaube – an jeder Universität in Deutschland irgendwo sind, zu ermutigen sich zu bewegen, ihnen die Freiräume zu eröffnen. Und dann funktioniert das auch in Deutschland.

Nachfrage Moderation Aber, Herr Weiler, Sie haben nicht Angst, wenn Herr Osterwalder morgen noch einen Termin bei Ihnen an der Uni hat und beispielsweise mit dem Neuro-Wissenschaftler Güntürkün zum Kaffee in der Kantine sitzt, dass dieser dann in zwei, drei Wochen bei Ihnen vorstellig wird und sagt, *das sind meine Bedingungen – oder ich habe einen neuen Arbeitgeber in Zürich?*

Elmar W. Weiler

Nein, ich habe da überhaupt keine Angst. Wissenschaft ist wirklich global. Das ist ein Wettbewerb um die besten Köpfe. Ich glaube, das Wichtigste, was wir tun können, ist, den besten Köpfen die optimalen Bedingungen zu schaffen. Und wenn sie das an einer anderen Universität finden, dann ist das in Ordnung. Dann müssen wir uns überlegen, wie wir uns verbessern können. Ich glaube, da hätte ich überhaupt keine Berührungsängste. Das ist ein offenes Spiel, wenn man so will. Da muss man dann selber auch Konsequenzen ziehen, wenn man das Gefühl hat, man ist nicht gut aufgestellt.

Moderation

Sie sind aber auch, glaube ich, in einer Ausnahmesituation. Es gibt nur wenige Universitäten in Deutschland, die unter einer so genannten Experimentierklausel arbeiten können, die also in ihren Berufungsverfahren relativ frei sind. Die Regel ist bisher noch eine andere. Ich überzeichne das Bild jetzt ein bisschen: Die Universität schreibt eine Stelle aus. Sie tut das meist, dafür danken wir sehr, in der *ZEIT*. Sie tut es hin und wieder auch international, nämlich in *Nature* oder *Science*, aber dann häufig doch noch auf deutsch formuliert. Sie sitzt dann da und wartet, bis jemand vorbei kommt und sagt, ich möchte das gerne machen.

Die Berufungsverfahren ziehen sich endlos hin. Es werden viele Namen genannt. Es gibt erste, zweite und dritte Listenplätze. Es gibt Kandidaten, die in dieser Phase andere Berufungsverfahren hinter sich haben. Plötzlich verschieben sich Listenplätze und das ganze Verfahren wird von vorne aufgerollt. Und das Ganze dauert im Schnitt so zweieinhalb bis drei Jahre. Ist das richtig?

Elmar W. Weiler

Das stimmt für meine Institution sicher nicht. Der Durchschnitt ist vielleicht ein Jahr, damit sind wir überhaupt nicht zufrieden, aber das Minimum sind drei Monate. Wir haben in der Berufung im letzten Jahr Verfahren etabliert, die eine proaktive Berufung an der Universität ermöglichen. Wir haben sehr, sehr elegante und schnelle Verfahren die Kommissionsarbeit zu leisten. Wie gesagt,

wir können Berufungen in drei, vier Monaten – von der Ausschreibung bis zur Ruferteilung – gestalten.

Moderation

Herr Osterwalder, wie schnell sind Sie denn?

Konrad Osterwalder

Ich bin ja nicht hier, um Reklame für die ETH Zürich zu machen, obwohl das auch nicht schlecht ist, aber ich denke, unser Berufungsverfahren ist wirklich eines der Geheimnisse. Seit der Gründung der ETH, seit 150 Jahren, liegt das Verfahren völlig in den Händen des Präsidenten. Das heißt, er bestimmt, wie es läuft und es gibt keine Vorschriften. Und wenn eine Gruppe von angesehenen Dozenten heute Abend ins Büro des Präsidenten kommt und sagt, *wir schlagen Ihnen vor, die Frau X anzustellen, weil sie weltführend in ihrer Disziplin ist. Und wenn wir nicht vorwärts machen, dann kommt uns eine andere Institution zuvor*, dann kann der Präsident am anderen Tag – vielleicht holt er noch zwei, drei Gutachten ein – im Prinzip Verhandlungen mit ihr aufnehmen.

Ich möchte dazu sagen, dass es auch in Deutschland bereits Bewegungen in diese Richtung gibt, z.B. unter dem neuen TUD-Gesetz in Hessen, Technische Universität Darmstadt, hat der Hochschulrat das Recht, dem Präsidenten jede Ausnahme vom Gesetz zu erlauben, wenn es um Berufungen von Spitzenkräften geht. Ich denke, das ist die richtige Richtung, in die man gehen muss.

Moderation

Herr Stock, Sie sind ein Grenzgänger, von der Industrie gekommen, jetzt wieder in den akademischen Bereich zurückgekehrt als Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie. Wenn Sie es noch mal aus Ihrer Perspektive als Industrievertreter sehen, graust es Sie manchmal, wie die akademische Welt mit ihrer Exzellenz, mit ihren exzellenten Köpfen umgeht?

Günter Stock

Die Frage ist natürlich zugespitzt formuliert. Es graust mich relativ wenig und trotzdem erschreckt mich manches, was ich sehe. Wenn man einen Präsidenten für eine Universität sucht, dann ist dies ein Vorgang, der fast unerträglich ist. Der ist nicht geregelt. Ich glaube, wenn es uns gelänge beim Berufungsverfahren für jüngere Leute, dem Präsidenten ein Prä dann zu geben, wenn er garantiert, dass die Prozesse, die ihn dazu führen, denjenigen zu bestimmen, transparent sind, und diese Mischung hergestellt wird, wäre es das Richtige, was wir brauchen. In der Industrie hätten wir auf diese Weise natürlich nicht Mitarbeiter gesucht und eingestellt. Wir gehen proaktiv auf Wissenschaft zu. Das ist auch heute schon möglich.

Die Klage über die nicht funktionierende Selbstverwaltung ist nach meiner Beobachtung auch ein ganzes Stück mit verschuldet. Wenn Sie schauen, wie unpfleglich Professoren mit ihren Gremien, die sie selbst geschaffen haben, umgehen, wer in den Senat geht, wer in das Konzil geht, wer dort aufmerksam Arbeit leistet, wer dort seine Post erledigt und wer daran interessiert ist die Debatte voranzutreiben und sie nicht den studentischen Vertretern zu überlassen, dann werden Sie sehen, dass dort mit der Autonomie noch einiges an Optimierungsbedarf zu leisten ist. Aber ich denke gleichwohl, dass die Berufungsverfahren gestrafft werden müssen. Es geht nicht an, dass man exzellente Leute ein Jahr lang in der Verhandlungsdiskussion lässt, sie auch öffentlich debattiert und diskutiert. Ich glaube, hier muss Straffung und Qualitätssicherung in gleicher Weise stattfinden.

Moderation

Herr Winnacker, Sie haben als DFG-Präsident die Feuertaupe für die Exzellenzinitiative bestanden. Sie haben dann relativ kurz umgeschaltet, sind nach Brüssel gegangen und haben die Feuertaupe Europäischer Forschungsrat eigentlich beim ersten Mal auch schon bestanden. Jetzt geht es ans Arbeiten. Ende April werden die ersten Ergebnisse, auch zur Förderung junger Wissenschaftler, zu sehen sein und dann wird sicherlich auch eine Diskussion losgehen. Bei Ihrer Verabschiedung haben Sie viel Resümierendes, Kluges

gesagt, u.a. auch: „Ich habe die Trägheit des deutschen Wissenschaftssystems unterschätzt.“ Sind wir zu träge? Sind wir nicht ausreichend selbstbewusst mit unseren Wissenschaftlern? Oder tun wir uns einfach nur schwer, weil wir nur beklagen, was ist, und nicht sehen, was sein könnte?

Ernst-Ludwig Winnacker

Die Feuertaufe bei der Exzellenzinitiative habe nicht ich, sondern die Politik bestanden, die Ministerien, die uns, der Wissenschaft, tatsächlich die Möglichkeit gegeben haben, sozusagen zu entscheiden, wie es vorher die wissenschaftlichen Gremien entschieden hatten.

Ich stimme in vielem zu, was hier gesagt worden ist. Das Berufungsverfahren bietet für mich das Bild eines Arztes, der eine Praxis aufmacht und hofft, dass vor seiner Tür einer überfahren wird. Dann hat er nämlich was zu tun. So ähnlich sind die Berufungsverfahren gelaufen, mit denen ich auch als Professor in München zu tun hatte. Man kann nur hoffen. Ich habe es immer wieder erlebt. Ich habe zuletzt Herrn Kübler in San Diego auf dem Flughafen getroffen, der noch Präsident der ETH war, und dachte schon, *warum läufst du denn hier in San Diego herum?* Der ist natürlich dort herumgelaufen, um Berufungsverfahren durchzuführen. Ich glaube, das war vor zweieinhalb Jahren. Ich denke, das ist nicht verboten, wie hier gesagt wurde, und das ist das Entscheidende.

Das Zweite ist die Internationalisierung. Ich glaube, nur 4 % der ordentlichen Professoren sind Ausländer hier. Ich glaube, an der ETH sind es 60. So viel müssen es ja nicht sein und Mandarin muss man auch nicht reden, aber ein paar mehr könnten es schon sein. Ich sage jetzt was über die ETH, weil ich auch ein Absolvent bin von dieser Institution.

Einwurf Moderation Aber auch Spender ...

Ernst-Ludwig Winnacker

Nein, ja doch, ich bin Alumni auch, aber da ist nicht so viel, bisher jedenfalls

nicht. Aber ich habe immer noch beste Erinnerungen. Die Deutschen, die da sind, das sind eigentlich eine ganze Menge. 40 % der Ausländer kommen gar nicht so sehr aus Deutschland, sondern aus Amerika direkt, was ja auch ein Signal ist. Aber das ist ja auch schon gesagt worden, es tut sich unheimlich viel hier. Wenn man von außen guckt, diese Exzellenzinitiative oder viele andere Dinge, die hier schon gesagt worden sind, kommen in Bewegung. Man muss auch schon mal sagen, dass in der außeruniversitären Forschung, bei der Max-Planck-Gesellschaft, ich glaube, 40 % der Direktoren Ausländer sind. Also, da hat sich schon einiges getan. Und was da z.B. in den Instituten in Ostdeutschland – Leipzig, Dresden, Rostock usw. – berufen worden ist, das ist schon das Beste, was es auf dieser Welt gibt. Das kann man offenbar in Deutschland auch arrangieren. Das müssen wir auch.

Moderation

Aber der Begriff *Feuertaufe* war eigentlich darauf gerichtet, dass sowohl bei der Exzellenzinitiative als auch beim Europäischen Forschungsrat aus meiner Sicht deutlich wird, dass die Wissenschaft sehr wohl in der Lage ist, autonom, verantwortungsvoll, selbstbewusst Entscheidungen zu treffen, ohne die Politik fragen zu müssen und auch fragen zu wollen. Ich finde, das ist eigentlich ein Fortschritt. Sollte das nicht viel stärker eingebunden werden, dass die Wissenschaft selber für sich verantwortlich wird, dass sie die Mittel bekommt und selbständig, selbstregulierend auch darüber entscheidet? Sind diese beiden Prozesse nicht ein Indiz dafür, dass man Wissenschaftlern wirklich über den Weg trauen kann.

Ernst-Ludwig Winnacker

Da kann ich ja nur *ja* sagen, dass man Wissenschaftlern über den Weg trauen kann.

In Europa ist es ja nun jetzt passiert. Da hat die Politik darüber entschieden, dass 15 % der Gelder, die die EU für Forschung ausgibt – und das war überhaupt der einzige Etat, der wirklich angestiegen ist, ich glaube, um 40 % -, nun durch die Wissenschaft selbst verwaltet ausgegeben werden dürfen und

auch werden. Es gibt als erstes eine Ausschreibung für Nachwuchswissenschaftler – Termin 25. April. (Gestern waren 1.643.?) Das geht nur elektronisch, ist aber nicht schwierig. Ich habe den ersten Antrag über die „Unsterblichkeit der Maikäfer“ gestellt, um festzustellen, ob das geht. Und das ist nicht viel schwieriger als ein Buch bei Amazon zu bestellen. Sie müssen schon was Gescheites schreiben, aber die Technologie dahinter ist wirklich einfach. Man kann über die Kommission schimpfen, soviel man will, es hilft nichts, sie hat ein gutes elektronisches System, das besser ist als viele andere auf dieser Welt, was viele auch abkupfern möchten. Das benutzen wir jetzt, und ich bin gespannt, wieviele Anträge kommen. Und dann ist ein Verfahren ausgedacht worden, das in der Tat genau das tut, was hier gesagt worden ist, exzellent auszusuchen.

Die große Frage ist, die Ministerin hat darauf hingewiesen: Kann die Kommission das Versprechen halten, wirklich diese Politikfreiheit zu garantieren? Man muss sich die Frage stellen: Wo gehen denn die Leute hin? Das Talent ist ja in Europa gleich verteilt. Davon können wir ja ausgehen. Aber die Frage ist, das Talent muss entwickelt werden. Da muss man sich drum kümmern. Das heißt bei Hochschullehrern, man braucht ein richtiges Umfeld. Wir haben auch hier in Berlin vor vier Wochen eine Erklärung abgegeben, wo wir den Gastinstitutionen, also den Universitäten im Wesentlichen oder sonstigen Institutionen, die diese Forscherinnen und Forscher aufnehmen, gesagt haben: *Überlegt euch, wie ihr mit denen umgeht.* Schafft ein gescheites Umfeld. Die kommen jetzt wie Paradiesvögel. Die haben ihr eigenes Geld, Geld für ihre eigene Stelle vielleicht sogar, wenn nötig. Die wollen aber auch Berufsperspektiven haben, wenn sie kommen. Die sitzen irgendwo in Amerika oder sonst wo und müssen sich überlegen, *soll ich das jetzt machen?* Und wenn ich jetzt 32 wäre, dann hätte ich auch bei der Wahl solcher Plätze keine forschungspolitischen Dinge im Hinterkopf, sondern würde da hingehen, wo ich es am besten fände. Dann muss man sich fragen, wo gehen die wohl alle hin?

Wie gesagt, am 25. April wissen wir, woher die Anträge kommen, in welchen Fächern usw., alle Fächer sind übrigens offen. Und wir müssen dann ein neues

ZEIT-Forum machen in der zweiten Novemberwoche, weil wir dann wissen, wer die 200 bis 250 ersten Anträge bekommen hat.

Moderation

Machen wir gerne.

Einwurf Stock Wenn ich dann noch kommen darf.

Moderation

Egal, ob wir in Europa über Maikäfer oder über Energiefragen oder Gentechnik forschen, Frau Ministerin, Ihr portugiesischer Kollege hat vorgerechnet, dass in Europa 500.000 Forscher fehlen. Wir haben ein gravierendes Nachwuchsproblem in diesem Bereich. Der European Research Council macht seine erste Förderung vor allem zunächst mal für junge Forscher, die früh eigenständig werden sollen. Doch das reicht wahrscheinlich beileibe nicht aus. Was müssen wir tun, damit kluge Köpfe nicht abwandern, damit wir international kluge Köpfe zu uns bringen, und zwar die richtigen, die wir brauchen?

Annette Schavan

Sie haben die Zahl für Europa genannt, die ja wirklich auch erschreckend ist. Und wenn man jetzt noch etwa auf das Jahr 2030 die demographische Entwicklung dazu nimmt, dann wird es noch einmal deutlich höher. Ich glaube, da gibt es insgesamt in Europa noch einmal einen Rückgang um 25 %.

Also gilt für alle europäischen Länder, sie müssen Signale setzen, dass Talente in Europa wirklich gewollt werden. Da gibt es Gesellschaften mit höherer Begeisterungsfähigkeit. Da gibt es Gesellschaften, in denen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Stars sind, öffentlich bekannt sind, wahrgenommen werden. Also, es beginnt bei Mentalität, bei der Frage, was wird jungen Leuten geraten. Es geht über die großen Arbeitgeber, die Frage ist, ob eigentlich alle Branchen, sobald es ein bisschen instabil wird, hochqualifizierte Leute raussetzen, so dass die nächste Generation sich fragt,

ob das eigentlich sinnvoll ist, Physik, Chemie oder Ingenieurwissenschaften zu studieren, oder ob sie umgekehrt deutlich macht, wir suchen junge Talente, wir geben ihnen Berufsperspektiven, wir warten auf die exzellenten Absolventen der Universitäten. Und das führt natürlich dann zu der Frage: Wie organisieren wir wissenschaftliche Nachwuchsgruppen?

Ich denke spontan an die Initiativen, die jetzt seit einigen Jahren in Gang gekommen sind – die Nachwuchsgruppen von Max Planck, von Helmholtz, von Fraunhofer. Allein Fraunhofer beschäftigt im Moment 1.300 junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, ich glaube, allein tausend Doktoranden. Es geht also darum, noch einmal wirksamer Strukturen zu finden für die Nachwuchsförderung. Unmittelbar schließt sich die Frage daran an: Was kommt jetzt, wenn ich erfolgreich aus diesen Nachwuchsgruppen, aus einem Sonderforschungsbereich komme? Das scheint mir im Moment mit das größte Problem zu sein. Da gibt es eine Menge hochqualifizierter Leute, die gar nicht darauf aus sind wegzugehen, aber die hier keine Stelle finden. Das, finde ich, ist schon auch eine Aufgabe der unmittelbar nächsten Jahre, weil dann irgendwann die Zahlen deutlich zurückgehen werden.

Also, es ist ein Bündel von ganz unterschiedlichen Maßnahmen. Da ist die Politik gefragt. Da sind die Hochschulen, auch was ihre Prioritäten und ihre Prozesse der Profilbildung angeht, gefragt. Aber es sind auch – das sage ich ausdrücklich – die gefragt, die nachher an diesen exzellenten Kräften interessiert sind und die nicht den Eindruck erwecken dürfen, unzuverlässig zu sein, sondern die genauso begeistert auf die Suche nach jungen Leuten gehen.

Moderation

Aber Herr Weiler, wenn man die Diskussion um das Thema Informatiker in den letzten Jahren verfolgt hat, dann war es ganz klar so, dass man mit 40 zum alten Eisen gehörte. Die jungen Leute hatten eine gute Chance und den Älteren – *älter* ist dann 40, dann ist man mit 50 wahrscheinlich schon steinalt – wurde eigentlich gesagt, *da holen wir dann die Inder ins Land und denen geben wir auch noch eine Greencard* oder so was ähnliches. Also, ist das eine Form von

Zukunftsperspektive, das lässt sich sicher auf andere Bereiche ausweiten, die diese Gesellschaft für junge Leute geben soll, wissenschaftliche Karrieren anzustreben, wenn eigentlich nicht ganz klar ist, was die Gesellschaft wirklich will? Mal Hü, mal Hott, und dann diskutiert man aber, *wenn du 65 und gut bist, dann brauchen wir dich. Nur so bei 40, da schwächeln wir irgendwie so ein bisschen.*

Elmar W. Weiler

Was man unbedingt braucht, ist ein Ethos der Leistung, eine Wertschätzung, unabhängig vom Alter. Die Strukturen im deutschen Hochschulsystem sind verkrustet. Wenn ich junge Leute ins System holen will, muss ich die Älteren im Alter von 65 Jahren hinauswerfen. Dabei sind wir auf die erfahrenen Forscher zunehmend angewiesen. Die Frage ist: Wie können wir das System so öffnen, dass wir genügend Freiräume für viele junge Menschen schaffen können, ohne auf die erfahrenen verzichten zu müssen?

Moderation

Herr Stock, hat man da aber nicht so ein Déjà-vu-Erlebnis, dass die Diskussion eigentlich in Zyklen immer wieder genau zu den gleichen Fragen geführt wird? Oder haben wir momentan die Chance einer neuen Qualität in der Diskussion? Oder ist das jetzt nur die fünfte Parallelwelt, in der wir das diskutieren, aber eigentlich nicht vorwärts kommen?

Günter Stock

Das Déjà-vu habe ich natürlich von Gesprächsrunde zu Gesprächsrunde. Ich muss ehrlich sagen, mir geht das hier alles zu depressiv zu. Zunächst einmal will ich festhalten, dass wir außerordentlich begehrte und begehrtenswerte Postdocs ausbilden. Offensichtlich ist es nicht restlos schlecht, was wir machen. Es sind zu wenige, einverstanden.

Wir klagen über den Braindrain und sprechen viel zu wenig über den Braingain, was viel interessanter ist. Wer hat denn was dagegen? Wir wollen doch, dass

sie rausgehen. Aber sie sollen wiederkommen und das ist das zentrale Thema, um das es eigentlich wirklich geht.

Schauen Sie mal, wir klagen in der einen Podiumsdiskussion über den Studentenberg, in der nächsten Podiumsdiskussion klagen die gleichen Menschen darüber, dass wir zu wenig ausbilden. Das ist eine merkwürdige Welt, die wir haben. Wir haben uns jahrelang in der Debatte darauf begrenzt, dass wir gesagt haben, wir müssen die Zahl der Studenten, die wir ins Studium aufnehmen, erhöhen, kontrollieren oder strangulieren in den anderen Fällen. Wann endlich fangen wir an darauf zu achten, wie viele mit Erfolg die Hochschule verlassen? Das ist ein viel besseres Kriterium, vielleicht ein bisschen anspruchsvoller, vielleicht politisch nicht ganz so sexy, aber erfolgreicher.

Wann fangen wir zweitens an, dieses Thema nicht in der Hochschule und auf der Stufe des Postdocs zu diskutieren, sondern in der Schule? Wir haben definitiv ein Problem, dass sich zu wenige Schüler heute entscheiden wollen, entscheiden können für naturwissenschaftliche Studiengänge. Wir müssen mit Programmen an die Schulen ran, wir machen es in der Akademie, um Begeisterung für solche Fächer, die mit Sicherheit benötigt werden, zu wecken, denn nur so geht es. Also, wir sollten die Sache nicht so kontemplativ beklagend betrachten, sondern ich würde fragen, an welcher Stelle wir mit welchen Programmen bestimmte Dinge anfangen.

Der dritte Punkt: Es ist eine Binsenweisheit, dass wir bis zu 70 ohne Weiteres aktiv sein werden. Je älter ich werde, verschiebe ich das immer fünf Jahre weiter. Wir haben in dieser Gesellschaft kein Problem damit, dass die Menschen zwischen dem 16. und dem 35. oder 40. Lebensjahr in Brot kommen, aber mit 63 oder 65 müssen sie alle aufhören. Und in Wirklichkeit hören sie mit 58 auf. Warum erkennen wir nicht, dass wir ganz andere Lebensverläufe haben, dass wir ganz andere Themen leisten können, wenn wir die Spanne der Arbeit ganz anders organisieren. Das wird aber nicht besser, indem wir in Talkshows dieses Thema perpetuierend beklagen, sondern indem

wir konkret Vorschläge machen, wie machen wir es denn wirklich. Denn wir haben die Ressourcen, wir haben die Möglichkeit. Wir haben die Erkenntnis. Von daher wäre ich ganz froh, wenn wir auch mal erkennen würden, was wir geleistet haben.

Ein letztes Wort, wenn ich schon dran bin: Dieser Kollege, der nach Zürich geht, beklagt sich über Bürokratie. Mein Gott, Anträge schreiben ist keine Bürokratie. Anträge schreiben, wenn man Wettbewerb will, gehört zum Leben. Und die deutsche Wissenschaft hat dann angefangen zu blühen und sie blüht, als wir gelernt haben, kompetitive, international taugliche Anträge zu schreiben – mein Gott. Wir können das jetzt nicht zurückschrauben. Die Frage konkret an Herrn Osterwalder wäre jetzt natürlich: Wie schaffen Sie es, gute Ausstattung nicht zum Ruhekissen werden zu lassen, sondern in dieser Situation Konkurrenz zu fordern, zu ermöglichen und tatsächlich ein Leben lang zu halten? Das ist eine reelle Frage, wo ich wirklich auf die Antwort gespannt bin. Aber wir sollten ein bisschen nach vorne gucken, nicht so depressiv rückwärts.

Konrad Osterwalder

Ich gehe erst einmal ein bisschen zurück in dem, was Sie vorher gesagt haben. Sie haben gesagt, *wir haben die Mittel*. Noch früher wurde gesagt, *es gibt einen Widerspruch zwischen dem Postulat, dass wir mehr Absolventen haben sollten und auf der anderen Seite, dass wir uns beklagen, dass wir schlechte Betreuungsverhältnisse und zu viele Studierende haben*.

Ich glaube, alle diese Widersprüche würden dann auf den Weg der Lösung geschickt, wenn wir endlich einmal ganz bewusst den Weg von der Agrargesellschaft zu einer Wissensgesellschaft einschlagen würden. Das bedeutet – und ich spreche nicht nur von Deutschland, ich spreche wahrscheinlich von allen Ländern in Europa, von der Schweiz zuvorderst –, dass man vielleicht gewisse Mittel von der Agrarsubvention in das Bildungswesen verschieben müsste.

(Beifall)

Es geht weiter: In der Schweiz sind wir viel schlechter dran als hier in Deutschland, was die Zahl der Nachwuchswissenschaftler betrifft. Bei uns machen 20 % einer Kohorte ein Abitur und etwas über 10 % einer Kohorte einen universitären Erstabschluss. In Deutschland ist es, grob gesagt, das Doppelte. Wenn Sie 40 % eines Jahrgangs an die Universitäten schicken wollen, dann können Sie nicht erwarten, dass Sie mit *einem* Modell Universität allen Genüge tun. Die Superstars nehmen nicht einfach zu, weil Sie mehr Leute durchs Abitur schicken. Das ist eine beschränkte Anzahl von Leuten, die Sie an Hochschulen schicken wollen, wo Sie große Investitionen in die Wissenschaftler tätigen, die Sie holen, in die Ausrüstung, die Sie diesen Wissenschaftlern zur Verfügung stellen, und in die Anzahl der Mitarbeiter, die die Studierenden dann betreuen. Nicht alle Studierenden müssen an solche Universitäten gehen.

Und jetzt sind wir bei der Exzellenzinitiative. Das ist ein fantastischer Schritt in die richtige Richtung. Ich denke, in Europa, nicht nur in Deutschland, muss sich ein geschichtetes System von Universitäten herausbilden, so dass die, die wirklich Höchstleistungen erbringen können, auch an Orte der Höchstleistung gehen können. Und die anderen, die man auch braucht, die unsere Wirtschaft auch braucht, die gehen an Institutionen, wo sie auch eine anständige Ausbildung kriegen, aber wo die Ausbildung vielleicht etwas weniger kostet.

Das ist eine Sache, die kann die Academia mit all ihrer vielgepriesenen Autonomie nicht aus eigener Kraft erreichen. Sie braucht den Willen der Politik hinter sich. Ohne das geht es nicht. Ich möchte jetzt sogar behaupten, dass die Exzellenzinitiative nie aus der Autonomie der Hochschulen allein zustande gekommen wäre. Nur mit dem Willen der politischen Seite, etwas anzustoßen und sich dann zurückzuziehen, ist das so möglich geworden, wie es geschehen ist.

Annette Schavan

Volle Zustimmung. Das war ja eben ein vorsichtiger Versuch, mal den Ball zurückzugeben, weil die Vorstellung, dass die Politik die Ursache von Bürokratie und auch mancher noch nicht vorhandenen Beweglichkeit ist, das

weiß jeder vor Ort, gilt nur sehr in Grenzen. Ich glaube, Autonomie oder die Selbständigkeit der Wissenschaft hat auf der anderen Seite die Fähigkeit von Politik, die richtigen Steuerungsinstrumente zu wählen. Ich halte die Exzellenzinitiative für eines der wichtigsten Instrumente künftiger Steuerung – also nicht Detailsteuerung, nicht der Versuch der Steuerung über Verwaltung, sondern über die Möglichkeit, wirklich die Mittel zu haben, die Möglichkeiten zu haben, um den Wettbewerb zu organisieren.

Wir haben nach der ersten Runde ja die Erfahrung gemacht. Natürlich hat diese erste Runde enorme Dynamik gebracht. Ich glaube, bei der Frage Déjà-vu ist unglaublich viel in Bewegung. Wir werden in den nächsten Jahren nicht genauso diskutieren wie in den letzten Jahren, weil sich im Moment viel rascher viel mehr verändert. Dazu hat die Exzellenzinitiative beigetragen. Wir wollen sie verstetigen, das heißt, keine zweimalige Geschichte daraus machen, sondern da muss man mal ein Resümee ziehen und überlegen, was dauerhaft ein geeignetes Design für eine solche Exzellenzinitiative ist.

Und das Zweite ist, eben ist das Wort *Experimentierklausel* gefallen: Die Zahl der Universitäten, die entweder aufgrund von Hochschulgesetzgebung vor Ort diese Möglichkeiten hat oder über Stiftungsmodelle oder welche Formen auch immer gefunden werden – ich bin mir sehr sicher, es wird noch ganz andere Wege geben, es wird große strukturelle Veränderungen im Wissenschaftssystem in Deutschland geben. Die Versäulung wird in zehn Jahren nicht mehr so existieren, wie sie heute existiert. Auch das ist ja eine Erfahrung aus der Internationalisierung, dass wir jetzt längst an den ersten Brücken sind, die Ressourcen der außeruniversitären Forschungseinrichtungen besser für die Universitäten nutzen zu können.

Wir basteln gerade in Karlsruhe am Zusammenspiel eines großen Instituts und einer exzellenten Universität. Wir haben zwischen RWTH Aachen und Jülich eine erste Brücke geschlagen. Und ich bin ganz sicher, in zehn Jahren wird kein Mensch mehr über die Frage diskutieren, ob eigentlich eine außeruniversitäre Forschungsinstitution ein Promotionsrecht bekommen darf,

sondern dann wird klar sein: Wer in der Weltspitze attraktiv sein will, muss das Potenzial einer Region zusammenbringen. Es werden Spielregeln verschwinden, die noch vor 20 Jahren tabu waren, angerührt zu werden. Also, die Gruppenuniversität wird irgendwann auch mal von dem befreit werden müssen, worüber alle nur noch stöhnen. Das ist auch mal ein Schritt, den man tun kann, mit Schwung. Ich bin davon überzeugt, das wird nicht weniger Demokratie bringen, sondern am Ende werden Studierende, die z.B. Studiengebühren zahlen, in ganz anderer Weise ihre Erwartungen an die Hochschulen formulieren, in ganz anderer Weise auch selbstbewusst an der Universität auftreten.

Deshalb stimme ich all denen zu, die sagen, es gibt keinen Grund für Depression. Wir müssen die Schwachstellen, die da sind, aufspüren. Und da muss man aber auch bereit sein die Spielregeln zu ändern. Politik muss sich auf die Entwicklung geeigneter Steuerungsinstrumente konzentrieren, darüber auch den Dialog mit der Wissenschaft führen, sich da auch beraten lassen, sich natürlich nicht zurückziehen. Die Vorstellung, dass Wissenschaftspolitik nur noch Geld gibt, führt auch nicht zu Exzellenz, sondern es muss im vollen Bewusstsein auch über die Spielregeln diskutiert werden. Und wenn sie gefunden sind, dann muss die Wissenschaft und müssen die Organisationen einen möglichst großen Spielraum haben.

Warten Sie mal ab, wenn die ersten Anträge bewilligt sind. Dann wird es genau wie die Deutschlandkarte mit den Standorten der Exzellenzinitiative natürlich die Europakarte geben mit den Standorten. Also, das ist schon noch ein Prozess, für den wir ein paar Jahre ganz konsequent kämpfen müssen, um das wirklich zu einer europäischen Forschungspolitik werden zu lassen.

Moderation

Herr Winnacker, dann müssen Sie sozusagen vom gemütlichen, guten ERC-Generalsekretär zum Dompteur werden, der dann die Peitsche rausholt und die 27 erst mal versucht entsprechend aufzustellen.

Ernst-Ludwig Winnacker

Also, gemütlich war es bisher eigentlich noch nicht. Ich finde es wunderbar, dass das so aufregend ist, wie es ist. Die Ministerin hat schon Recht, die Unterschiede in der Forschungsfinanzierung in Europa sind riesig. Da gibt es Länder, die 0,5 % ihres Inlandsproduktes für Forschung ausgeben. Und dann gibt es Länder, die 4 % ausgeben. Seien wir doch konkret: Italien, eines der Gründungsmitglieder der EU, gibt 1 % aus. Das ist so wenig, dass die jungen Italiener alle hier sind. Mit *hier* meine ich europäische Institutionen in Nordeuropa insgesamt. Das wird sich in diesen Ergebnissen auswirken. Das ist gar keine Frage.

Deswegen sagte ich vorhin, man muss die Empfänger, die Gastinstitutionen, jetzt schon darauf hinweisen: Ihr müsst euch anstrengen, wenn ihr diese Leute haben wollt. Herr Osterwalder hat etwas ganz Wichtiges gesagt. Die Differenzierung dieser Hochschulsysteme ist etwas, was wir hier lange nicht akzeptiert haben und was hier und auch in Europa noch viel mehr, als wir denken, kommen wird. Das ist ein schwieriger Prozess. Man kann über die Rankings denken, was man will. Beim Ranking der Universität Shanghai ist unter den ersten 50 keine deutsche Universität, die ETH ist dabei, an 25. Stelle oder so etwas. Ich glaube, die Münchener Universität ist an Platz 51.

Wenn man sich das jetzt vorstellt, wie das weitergehen könnte, werden wir im besten Fall auf 80 Mio. Einwohner von diesen wirklich Super-Forschungsuniversitäten doch nicht mehr als fünf, sechs haben können. Das heißt doch erstens, dass nicht jedes Bundesland eine Spitzenuniversität hat. Das ist schon mal allerhand und schwierig zu verstehen und sicher auch politisch kaum zu verkaufen. Das heißt aber dann auch sofort, als Bürger – ich bin immer noch in Bayern polizeilich gemeldet – müsste ich mich, München ist näher an Zürich als an Heidelberg, als bayerischer Bürger mit der eidgenössischen technischen Hochschule als *meiner* Spitzenuniversität identifizieren. So weit sind wir in Deutschland noch nicht. Da müssen wir noch lange überlegen. In dieser Frage sind wir noch nicht in Europa angekommen. Da werden wir aber ankommen

müssen, wenn wir zu diesen Ergebnissen kommen wollen, über die wir gerade gesprochen haben.

Ich meine, ich bin ziemlich zuversichtlich, wir hoffen, dass wir das durchhalten. Wir brauchen natürlich die Politik, da hat die Ministerin völlig Recht, denn diese Auseinandersetzungen werden erst kommen. Ich versuche auch jetzt schon zu sagen, macht die Rechnung nicht gleich beim ersten Mal. Da war natürlich auch die Exzellenzinitiative das Problem. Neun Jahre habe ich den Leibniz-Preis verleihen dürfen. Und wie war das denn? Im Jahre X hat mich der Max-Planck-Präsident angerufen, *ach, es war überhaupt kein Max-Planck-Präsident unter den Preisträgern* – Riesenaufregung. Oder Ihre Vorgängerin hat angerufen: *keine Frau dabei – furchtbar*. Das ist auch furchtbar und auf dieses Thema sollten wir auch noch zu sprechen kommen. Aber im Laufe der neun Jahre hat sich das äquilibriert.

Im Laufe der neun Jahre waren dann Max-Planck-Direktoren dabei, waren dann Leibniz-Direktoren dabei, waren dann auch Wissenschaftlerinnen dabei, wobei das eben – wie bei der Internationalisierung – natürlich eins unserer traurigsten Kapitel ist. Denn wegen dieser Zahlen, die eben genannt wurden, den fehlenden Wissenschaftlern, da steckt auch dahinter, dass wir die Hälfte des intellektuellen Potenzials überhaupt nicht einsetzen. Ich weiß, ich habe mal etwas Schlimmes gesagt. Ich habe gesagt, *man müsse Quoten einführen*, aber in meinen neun Jahren als DFG-Präsident habe ich eine Steigerung des Anteils von Frauen in den Führungspositionen von 8,1 auf 8,9 % erlebt – in neun Jahren! Ich weiß nicht, ob das wirklich revolutionär ist, eher nicht.

Einwurf Moderation Vielleicht zwingt uns jetzt das ERC dazu.

Ernst-Ludwig Winnacker

Das hat ja auch die Forschungsorganisation schon verändert. Neulich war ich im Flämischen. In dem kleinen Land Belgien gibt es fünf Finanzminister. Da gibt es zwei Forschungsfonds, einen wallonischen und einen flämischen. Der flämische hat sich dazu durchgerungen, von jetzt ab die Bewilligungen nicht

durch Direktoren der Universitäten machen zu lassen, wie bisher, sondern durch einen internationalen Peer-Review. Dazu hat er sogar durchgesetzt, dass die Anträge in Englisch geschrieben werden. Das ist revolutionär. Das ist gemacht worden, bevor der ERC überhaupt existierte.

Moderation

Das Schöne an solchen Jubiläumsveranstaltungen ist, man kann ja solche Dinge jetzt einfach mal durchdenken. Darum möchte ich Ihren Ball noch mal aufnehmen. Wir haben nämlich insgeheim das Podium relativ repräsentativ besetzt. Frau Schavan als einzige weibliche Teilnehmerin repräsentiert sozusagen die 14,3 % der Frauen, die in Deutschland auf Professorenstellen sitzen. So, Herr Winnacker, jetzt das Geheimrezept, wie ändern wir das?

Ernst-Ludwig Winnacker

Das ist ein Gesamtkunstwerk. Da müssen Sie ein bisschen Geld in die Hand nehmen und dann müssen Sie der Gesellschaft klar machen, dass es nicht unanständig ist, Familie und Beruf miteinander zu vereinigen. Dann kriegen Sie das auch hin. Ich bin z.B. begeistert von einer Stiftung, die Frau Nüsslein-Vollhardt, eine Wissenschaftlerin, die Sie wahrscheinlich alle kennen, gemacht hat, um Doktorandinnen Geld zu geben, dass sie Waschmaschinen, Spülmaschinen kaufen können oder einen Beitrag haben. Also, diese Rabenmütterkultur muss weg. Wenn das weg ist, haben wir das beseitigt. Das ist ein gesellschaftliches Phänomen, das wir als Väter z.B. angehen müssen, das wir als Gesellschaft insgesamt angehen müssen. Ich hoffe nur, dass in der Exzellenzinitiative, wo das Geld z.B. zur Verfügung steht, so was gemacht werden kann.

Wie wir das Gen-Zentrum 1984 in München gegründet haben, wollten wir einen Kindergarten einbauen. Das ist uns verboten worden, weil gesetzlich ein Kindergarten dort sein muss, wo man wohnt, und nicht dort, wo man arbeitet. Wer so was Hirnrissiges beschließt, muss sich nicht wundern, dass die Hälfte des Volkes nachher nicht arbeitet.

Moderation

Herr Weiler, Sie haben Wellcome-Center eingerichtet.

Einwurf Winnacker Er macht es vielleicht besser.

Moderation

Erfüllen die solche Ansprüche schon? Sind Sie da so unkompliziert? Stellen Sie das zur Verfügung und eigentlich noch viel mehr? Oder muss Herr Winnacker erst das Buch „Das Winnacker-Prinzip“ schreiben und die Feuilletons darüber diskutieren?

Elmar W. Weiler

Froh bin ich, dass der Anteil unserer Frauen, die auf Professuren berufen wurden, in den letzten Jahren auf 21,5 % geklettert ist.

Einwurf Winnacker Ja, aber da sind auch wieder die anderen mitgerechnet.

Elmar W. Weiler

Kurzfristiges Mittel, aber immerhin der Weg stimmt ja. Das ist aber keinesfalls zufriedenstellend. Ich kämpfe momentan mit – nicht im Sinne von *gegen*, sondern gemeinsam – unserer Landesregierung, auf unserem Campus an der Ruhr-Universität, der ja nun beschlossen worden ist – da sind alle Disziplinen wirklich auf einem großen Betonklotz vorhanden –, darum, eine richtig große NRW-Modell-Kita zu errichten, unabhängig vom Ortsprinzip. Da wird man viel politischen Widerstand, Regelungen, Gesetze und die Dinge ändern müssen, aber diesen Kampf müssen wir führen. Das ist ganz klar. Ich gehe davon aus, dass dies eine Maßnahme ist, die wirken wird. Das dauert eine Zeit, aber die wird wirken, übrigens eine Tagesstätte für Studierende und alle übrigen Gruppen, die an der Universität vertreten sind, von Studenten bis Professoren.

Das andere ist das Anreizsystem. Wenn man mit Professorinnen redet, kriegt man beim Thema Quoten ganz wüste Antworten. Wir brauchen aber

Anreizsysteme. Und in den Fakultäten, die ja immer noch berufen, muss klar gemacht werden, dass sich das auszahlt, damit man diese Kulturen brechen kann. Das machen bestimmte amerikanische Universitäten. Stanford macht das auch so. Wenn man da eine Frau beruft, dann zahlt die Zentrale die Hälfte dieser Stelle auf die ersten fünf Jahre. Der Anreiz ist derartig groß, dass das zu einer ganz deutlichen Verbesserung der Situation geführt hat. Alle anderen Maßnahmen, die sie dort ausprobiert haben, haben nichts gebracht. Ich glaube also, Anreiz ist das eine.

Das andere ist, dass wir sagen müssen, woher der Begriff *Universität* eigentlich kommt. Das hat man ja fast vergessen. Wenn Sie das mittelalterliche Latein, Universitas nehmen, das heißt übersetzt schlicht und ergreifend *Gemeinschaft*. Das sind die Lehrenden, die Lernenden. Dazu gehören auch Familien. Die gehören einfach dazu. Wenn man das schaffen kann, dann – glaube ich – ist das Problem in ein paar Jahren kein wirklich großes Problem mehr, jedenfalls in den Universitäten.

Annette Schavan

Sie haben aber jetzt nicht gerade eben den Kombilohn für Professorinnen propagiert?

Ich glaube, es wird erstens die Exzellenzinitiative etwas bringen, weil unter so genannten weichen Faktoren dies einer ist. Eine Forschergruppe oder eine Universität, die da nichts bringt, wird gefragt, *wie kann das eigentlich sein, dass ihr hier als frauenfreie Zone auftritt?* Zweitens ist die Sache schon skandalös, wenn man überlegt, dass 49 % ihr Studium beginnen und bei C4 sind es noch 9 Komma sowieso. Es gibt da eine enorme Schwundquote von der Promotion zur Habilitation. Und wenn Sie mit jungen Wissenschaftlerinnen sprechen, die sich bewerben, dann ist unisono bei jenen, die Kinder haben, die Erfahrung, dass ihnen nach dem Motto begegnet wird: *Kann sich denn wohl jemand, der Kinder hat, voll in Wissenschaft und Forschung engagieren?* Das ist wieder so eine atmosphärische Geschichte. Da spricht natürlich keiner drüber, aber alle jungen

Wissenschaftlerinnen mit Kindern haben den gleichen Eindruck und sie sagen, das ist total anders als z.B. in den Vereinigten Staaten.

Deshalb muss es auch da ein Bündel geben. Die Kita ist das eine. Ich war jetzt in einer kleinen Universität in Erfurt, die einen Preis für ihre Kita auf dem Campus bekommen haben. Es darf eigentlich keinen Campus ohne Kita mehr geben, das ist der erste Punkt, und zwar genau, wie Sie sagen: Vereinbarkeit Studium und Familie ist das eine und es geht dann weiter durch die ganze Qualifikation. Dann wünsche ich mir ein Ranking einer großen deutschen Zeitung, die ein Kriterium hat: Wie freundlich im Blick auf Vereinbarkeit von Studium und Familie, Wissenschaft und Familie ist diese Hochschule? Sie wissen doch, wie heiß die Hochschulen auf die Rankings sind. Das wird immer alles infrage gestellt, aber natürlich sagt so etwas etwas aus. Es muss dieser Zweifel weg, von dem ausschließlich die Frauen betroffen sind. Wir überlegen im Moment, ob man noch einmal einen Schub versucht über Forschungsprofessuren für Frauen im Bereich des Nachwuchses. Ich glaube, diese Phase zur Habilitation bzw. dann wirklich auch den Anschluss zu finden, das ist die ganz sensible Stelle im Moment.

Moderation

Herr Weiler, ist das Experimentierfeld schon so offen? Haben Sie Möglichkeiten, Ihr Geld einfach so auszugeben, einen Kindergarten einzurichten, soziale Strukturen zu schaffen, ohne zu sagen, *das gehört eigentlich nicht zur Aufgabe einer Universität?*

Elmar W. Weiler

Wir können einen Kindergarten der Größenordnung, den wir bräuchten, damit das richtig läuft, aus eigenen Mitteln nicht finanzieren. Das wird eine ganz schwierige Sache. Ich sage deshalb, das muss ein NRW-Modellprojekt werden. Anders geht das gar nicht. Da müssen alle Beteiligten den Willen haben, das einmal durchzuziehen, um zu zeigen, dass es funktioniert. Wir könnten das aus eigenen Mitteln nicht. Wir können Beiträge leisten. Wir können das nie und

nimmer finanzieren. Wir müssten das Geld ja aus Forschung und Lehre wegnehmen. Das dürfen wir nicht. Es gibt da schon Rahmenbedingungen.

Ernst-Ludwig Winnacker

In Harvard musste ein Präsident gehen, weil er sich in dieser Frage nicht anständig verhalten hat – Lawrence H. Summers. So weit sind wir noch nicht gekommen, aber es zeigt, wie ernst man zu Recht diese Sachen nimmt.

Es wird hier oft das Wort *Habilitation* gesagt. Das ist auch so eine Merkwürdigkeit in dieser Republik. Wir haben jedes Jahr die Postdocs und Senior-Postdocs, die durch die DFG und andere Organisationen gefördert worden sind, nach Amerika eingeladen – alternierend, Ostküste/ Westküste usw. Eines der großen Themen ist das, was wir eben mit den Wissenschaftlerinnen besprochen haben. Aber das andere große Thema, ob wir es wollen oder nicht, ist die Habilitation. Und auch, wenn sie kumulativ ist, wie sie heute oft gemacht ist, also auch, wenn es heute schon reicht, nur noch ein paar Paper einzureichen, es wird trotzdem wahrgenommen als ein Herrschaftsinstrument. Das müssen wir mal ganz klar sagen. Und die beiden Bücher, die man in seinem Leben schreiben muss, bis man Professor wird in den Geisteswissenschaften z.B., die kann man anderswo auch ohne dieses Instrument schreiben ganz offensichtlich – in Oxford oder anderswo.

Das heißt, ich glaube, wenn wir das heute so kavaliersmässig behandeln, Habilitation ist ja so was Einfaches, im Grunde wird es wahrgenommen von den Jungen als ein Herrschaftsinstrument und gehört zu dieser frühen Selbständigkeitsfrage für fast alle diese Emmy-Noether-Kandidatinnen und -Kandidaten, das ist so ein Nachwuchsprogramm der DFG. Ich habe heute noch mit einem telefoniert. Viele sagen, *ich habilitiere mal auf Verdacht, damit ja nichts passiert, damit ich am Ende auch noch berufen werde*. So was ist unterschwellig ein großes Hemmnis für Leute, wieder nach Deutschland zurückzukommen, weil sie das nicht haben, wenn sie in die Schweiz oder nach England gehen, wo man ja auch nicht auf den Bäumen lebt, und man ja auch existieren kann...

Moderation

Wir haben noch 14 Minuten für das Publikum.

Dr. Michael Trautmann

Ich arbeite in der Pharmaforschung. Wenn Sie jetzt diskutiert haben, haben Sie die ganze Zeit über Universität, Professur gesprochen. Um deutsche Wissenschaftler für den internationalen Wettbewerb fit zu machen, ist es da nicht auch wichtig, dass das gesamte Forschungsumfeld stimmt, also nicht nur Universitäten und universitätsähnliche Institute, sondern auch die industrielle Forschung die Möglichkeiten aus Universitäten in attraktive Stellen in der Industrie zu gehen und wieder zurückzukommen? Ist nicht gerade die Fitness dadurch behindert, dass in der Wirtschaft zunehmend Forschung ins Ausland verlagert wird und dass seit einigen Jahrzehnten, wenn man das Beispiel Medizin und Pharmaindustrie nimmt, Deutschland nicht mehr so wettbewerbsfähig ist, wie es früher gewesen ist?

Moderation

Herr Stock, eine Frage an Sie.

Günter Stock

Es ist vieles richtig, was Sie gesagt haben, aber ich würde gerne noch mal bei der Grundthese anlegen. Es gibt Forschungsfelder, und David King hat es sorgfältig untersucht, in denen Deutschland exzellent ist. Wir haben in der Tat im Bereich der Biomedizin, und das sind Zukunftsfelder, nicht zugelegt. Dort haben uns die Engländer und Amerikaner deutlich überholt. In diesem Bereich gibt es jetzt dankenswerterweise eine ganze Reihe von sehr interessanten Programmen. Biotechnologisch haben wir durch Programme, auch der Regierung, sehr schön aufgeholt. Was wir vergessen haben, ist, dass zu einer erfolgreichen Startup-Kultur auch eine funktionierende Industrie gehört, die dahinter steht. Da haben wir in den letzten Jahren diese Industrie stark unter Kostengesichtspunkten betrachtet und nicht so sehr nach Opportunitäts- und Industriegesichtspunkten. Das ist ein Versäumnis, aber dort wird momentan – u.a. mit Ihrer High-Tech-Strategie, glaube ich – sehr ernsthaft gearbeitet.

Ich glaube, dass es in bestimmten Fächerkulturen in der Tat einen Transfer von Menschen gibt, der schon relativ gut ist. Techniker sind dort relativ weit. Chemiker beginnen. Die Mediziner, die Biologen sind an dieser Stelle, und das ist die Pharmaindustrie, noch sehr zurückhaltend. Dieses beginnt langsam und es muss rascher gehen, wenn wir erfolgreich sein wollen. Insoweit muss der Transfer von Menschen zwischen den einzelnen Disziplinen und die röhrenförmige Entwicklung geändert und auch aktiv stärker unterstützt werden – völlig richtig. Aber dazu gehört auch das, was Sie gesagt haben: die internationale Erfahrung der jungen Menschen. Deshalb ist die Frage, wie wir die Leute dann wieder empfangen bei der Rückkehr, eine ganz zentrale, die wir dann tatsächlich mit Programmen zu beantworten haben.

Ernst-Ludwig Winnacker

Er hat schon Recht mit der Frage. Gerade, was die Pharmaindustrie betrifft, müssen wir ehrlich sein. Wie ich 1968 in Zürich promoviert habe, sind meine ganzen Kollegen nach Basel gegangen – *wir gehen zum Roche*. Damals gab es noch Ciba-Geigy. Heute würde man sagen Novartis. Das war sozusagen das große Ziel, das die meisten von unseren Kollegen damals vor Augen getragen haben. In Deutschland ist es doch heute so, dass die Summe der Forschungsausgaben der Industrie in der Pharmaforschung bestenfalls die von Roche erreichen und Roche ist nur an der achten Stelle in der Welt. Und die kleine Schweiz, jetzt müssen Sie mir helfen, hat diese zwei großen Unternehmen u.a., also Novartis und Roche. Solche ganz großen Vorbilder haben wir eigentlich nicht mehr, die wir vielleicht vor 25 Jahren noch hatten. Diese Apotheke gibt es nicht mehr. Wie wir das wieder hinkriegen – Biotech ist ein Weg – so als Vorbild für die jungen Studierenden, die da sagen, da werde ich dann später hingehen und einen Job finden. Aber das gilt nicht für alle Industrien, da ist die Pharmaindustrie in besonderer Schwäche. In anderen Bereichen ist es wesentlich besser. Aber man muss das immer im Blick halten, wenn man solche ganzen Industrien aufgibt, die auch außerordentlich zukunftssträchtig sind.

Günter Stock

Da sieht man die Schwäche der politischen Einwirkung. Wenn sie zu sehr einwirkt in solche Prozesse, dann ist es manchmal auch nicht gut. Das war bei Pharma so.

Ernst-Ludwig Winnacker

Die Gen-Diskussion vor 20 Jahren war nicht einfach.

Annette Schavan

Ich will nur das Stichwort High-Tech aufgreifen. Ich glaube, strukturell ist es ganz wichtig, Forschung oder Wissenschaft und Wirtschaft zusammenzubringen, die Wertschöpfungskette zu verkürzen, den Technologietransfer stärker in den Blick zu nehmen. Das merken wir ja jetzt. Da entstehen auch ganz neue Chancen. Da sind auch über lange Zeit Welten voneinander entfernt gewesen, haben sich voneinander entfernt entwickelt, auch nicht voneinander profitiert. Also, da ist schon diese neue Struktur auch von Forschungspolitik als Innovationspolitik notwendig.

Konrad Osterwalder

Herr Winnacker, um Ihnen zu helfen bei dem Problem mit der Pharma-Industrie: Auch die Novartis und Roche haben einen Großteil ihrer Forschung ausgelagert. Das ist nicht mehr in der Schweiz. Es gibt ein großes Forschungsgebäude von Novartis auf dem MIT-Campus. Weiter sind sie jetzt dran, in Schanghai und in Singapur ihre Forschung aufzubauen. Das haben wir verloren und ich habe leider erst vor wenigen Wochen vom obersten Chef der Roche den Satz bekommen: *Wissen Sie, auf die ETH sind wir nicht angewiesen.*

Ich glaube, für uns gibt es nur den steinigen Weg. Der besteht darin, dass wir ein Forschungsumfeld schaffen, vielleicht in neuen Bereichen, die noch nicht so weltweit abgegrast sind, wo wir wieder gut, exzellent und die Besten sein können. Weil, die Konkurrenz in Indien und in China wächst. Am Anfang hat man dort noch die einfachen Arbeiten gemacht, aber jetzt wächst auch die

Qualität der Ausbildung und in Kürze werden dort viele Leute sein, die auch die schwierigste und anspruchsvolle Forschung für die Hälfte oder ein Drittel des Preises machen können. Wir sollten uns keinen Illusionen hingeben. Die Industrie hat keinen Patriotismus. Die geht dorthin, wo die Sache am profitabelsten ist. So müssen wir einfach die Nischen suchen und dort unsere Leute besser ausbilden als die anderen und schneller vor allem. Das ist die Sache.

Wenn wir immer zwei Schritte voraus sind, dann haben wir eine Chance. Man wird uns immer nachspringen und uns auch aufholen und überholen. Also, die Chance ist eng. Aber es gibt ja Beispiele. Google ist dabei, Kompetenzen in Europa aufzubauen. So gibt es andere Firmen, die nicht in Europa entstanden sind, die jetzt nach Europa kommen. Ich glaube, das sind die neuen Karten, auf die wir setzen müssen.

Elmar W. Weiler

Ich möchte gern noch ein Werturteil reinbringen. Patriotismus ist der falsche Begriff. Die gehen auch dorthin, wo die Märkte sind. Globale Unternehmen haben auch eine globale Verantwortung für Menschen. Von daher hilft die Begrifflichkeit Patriotismus nicht weiter. Sie ist ein Werturteil, aber ist nicht operationalisierbar.

Herr Burgmann

Ich habe vor 50 Jahren an der FU ein Betriebswirtschaftsexamen abgelegt. Eine Frage an Prof. Winnacker: Sie sagten, dass im internationalen Ranking die deutschen Universitäten nach 50 etwa beginnen. Welches sind denn die Spitzenuniversitäten international?

Ernst-Ludwig Winnacker

In diesen Rankings sind ganz vorne die amerikanischen Universitäten, aber neuerdings auch die Universität Tokio, Kyoto ist auch im Kommen. Die Universität von Peking, die so genannte Beida, ist eine der Spitzenuniversitäten der Welt geworden. Die absoluten Zahlen, das Geld, was da ausgegeben wird,

erreicht inzwischen – auch wenn die Prozentzahlen immer noch niedrig sind, auf die wahnsinnig vielen Einwohner Chinas gerechnet – unsere Zahlen. Die haben ja 98 so genannte State-Key-Laboratories, also Schlüssellaboratorien. Die werden als Sonderregion gewissermaßen geführt. Die Leute arbeiten unter Bedingungen – zollfrei und alle möglichen Begünstigungen – wie sie sonst auch nur in Stanford oder sonst wo arbeiten oder an den besten Plätzen in Europa. Insofern ist da unser Wettbewerb. Ich kann nur Daumen drücken, dass all das zusammengenommen, was wir hier angeregt und gesagt haben, dazu führt, dass die Eliteuniversitäten, die wir jetzt ausgewählt haben, auch das Geld richtig ausgeben. Das ist auch meine Sorge, dass Direktoren jetzt nicht in die Versuchung geraten, das Geld so zu verteilen, dass sie möglichst viel Ruhe haben, sondern dass sie es wirklich gezielt ausgeben, damit noch ein, zwei oder drei wenigstens unter diese ersten 50 kommen. Natürlich können Sie über diese Rankings den Kopf schütteln. Die Rankings ignorieren z.B. Geisteswissenschaften, weil es da keine Nobelpreise gibt. Die Geisteswissenschaften sind wunderbar an einigen deutschen Universitäten, nicht zuletzt in diesem Umfeld hier, in einem Radius von ein paar hundert Meter von dieser Einrichtung entfernt. Aber dennoch steckt was drin in diesen Rankings. Ob wir da hinkommen, weiß ich nicht. Aber das ist wie mit dem Dreiprozent-Ziel, man muss es sich setzen. Vielleicht erreicht man das nicht in dem Jahr, wo man das wollte, aber man sieht es vor sich.

Sebastian Kurt – FU Berlin

Ich bin Informatikstudent und wollte gern wissen, ob die Studiengebühren nicht vielleicht ein Problem für den Nachwuchs in Deutschland sind, die ja bald eingeführt werden sollen.

Annette Schavan

Der britische Kollege hat mir vor 14 Tagen gesagt, in Großbritannien sind die Studiengebühren gerade deutlich erhöht worden und lagen schon ein Mehrfaches über den 500 Euro in Deutschland. Und im Semester darauf ist die Zahl der Studienanfänger um 7 % gestiegen. Jetzt kann man sofort entgegen, man kann nicht eine Mentalität auf ein anderes Land übertragen. In

Deutschland wird das alles ein bisschen anders gesehen, aber ich gehöre zu denen, die sagen, wir haben sie zehn Jahre zu spät eingeführt. Denn sonst hätten schon zehn Jahre lang die Universitäten im Schnitt 10 % mehr gehabt. Und – auch davon bin ich überzeugt – Studiengebühren sind auch ein Instrument, das sich positiv auf das Verständnis der Universität im Blick auf Studierende auswirkt, die damit auch – nicht nur, aber auch – Kunden werden.

Konrad Osterwalder

Ich möchte nur darauf hinweisen, dass in Ihrem südlichen Nachbarland die Studiengebühren seit Menschengedenken existieren. Ich habe als Student schon Studiengebühren bezahlt. Das hat keinen Einfluss auf die Zahl der Studierenden oder auf die Qualität der Studierenden gehabt.

Vielleicht eine kleine Zusatzbemerkung: Ein Student oder eine Studentin braucht mindestens 20.000 Franken, um in Zürich zu leben und zu essen. Und dann kommen noch 1.000 Franken Studiengebühren dazu. Man muss die Größenordnung richtig sehen.

Moderation

Also die Studiengebühren auf jeden Fall einführen und richtig hohe einführen?

Konrad Osterwalder

1.000 Franken entspricht in etwa den 500 Euro, die hier im Visier sind.

Elmar W. Weiler

Es sind nicht nur Studiengebühren, ich denke, wir müssen auch ein Stipendiensystem einführen. Gerade wenn wir schon Großbritannien sagen, da sind die Studiengebühren ja auf so 4,5-tausend Pfund angehoben worden, und mit ziemlicher Aufregung. Aber die haben ein hervorragendes Stipendiensystem, so dass es wirklich nach Talent und nach Möglichkeiten geht und nicht nach Elternhaus. Da müssen wir die Parallelen noch hinkriegen.

Annette Schavan

Das ist ein ganz wichtiges Stichwort. Das sage ich dann auch mal in einem Land mit 80 Millionen Bürgerinnen und Bürgern. Es müsste doch ein Leichtes sein, dass Unternehmen in Deutschland mal 10.000 Stipendien zur Verfügung stellen. Wir haben Anfangs über Signale an junge Leute gesprochen und die Klage über Fachkräftemangel und worüber alles geklagt wird. Ein solches Signal, das in anderen Ländern selbstverständlich ist, würde von einer jungen Generation fantastisch aufgenommen.

Moderation

Mit diesem Schlusswort, das sich hoffentlich umsetzen lässt, vielleicht in einem „Jahr der Industrie zur Förderung der Studenten“, geben wir zurück nach Köln und verabschieden uns aus der Berlin-Brandenburgischen Akademie vom 25. ZEIT-Forum der Wissenschaft.

Das ZEIT-Forum wurde moderiert von:

Andreas Sentker, Leiter Ressort Wissen, DIE ZEIT

Ulrich Blumenthal, Redaktionsleiter "Forschung aktuell", Deutschlandfunk